

Die Reise in eine Welt hinter der Welt

von Maniola Jurtina

Es gibt einen besonderen Vogel, den kein Ornithologe bestimmen könnte. Er hält sich fern von Lärm und Geschrei und ist an einem Ort zuhause, wo der Verstand nicht nach der Logik fragt und die Rationalität keinen Platz hat. Eine Welt hinter der Welt, dort, wo die Kraft der Natur selbst Steine zum Blühen bringt und Jahrtausende alte Bäume sich ehrfürchtig vor dieser Kraft verneigen. In dieser Welt regiert die Stille, so dass selbst der Leiseste die Chance bekommt, gehört zu werden. Die Reise dorthin ist länger und beschwerlicher als bis ans Ende der Welt...

Am 31.Mai 2008 wird in Berlin gefeiert. Wieder einmal, aber diesmal feiert nicht die ganze Stadt sondern nur eine besondere Szene. Die Veranstaltung hat sogar einen passenden Namen. Sie nennt sich „Chaostage“. Die Fackeln der Ankündigung leuchteten schon seit Tagen, pardon, Nächten. Vorzugsweise Luxusautos fallen der Szene zum Opfer, später sind die Chaoten nicht mehr so wählerisch. Da macht es auch ein Kleinwagen! Dass sie mit ihrer Zerstörungswelle Verzweiflung und Wut streuen bei denen, die an ihrem „Fest“ nicht interessiert sind, interessiert die Chaoten wenig. Sie zelebrieren ihr Fest!

Ich weiß nicht mehr ob es der erste oder letzte Tag der dreitägigen Feierlichkeiten war, aber ich erinnere mich daran, dass es heiß war und die Gewalt unvermittelt, ohne Ankündigung, einschlug.

Am Tage hatte ich geschlafen, um fit für die Nacht zu sein und als ich in meine Uniform stieg, das war am frühen Abend, fühlte ich mich ausgeruht und belastbar.

Die Reise zwischen den Welten, von der ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, dass es eine Reise werden würde, begann gegen 21.00 Uhr mit dem Anlegen des Oberkörpervollschutzes. Die sperrigen Plastikteile trug ich bisher nur zu Übungszwecken. Ich hatte nie in einer geschlossenen Einheit gedient. Der Einsatz war eine besondere Herausforderung, der ich mich zu stellen hatte. Vertrauter war mir da schon die schuss- und stichsichere Weste. Die hatte ich von Zeit zu Zeit bei meiner Arbeit im LKA getragen. Die Arbeit dort unterschied sich von der schutzpolizeilichen Tätigkeit wie der Tag von der Nacht. Sie hingen zusammen, aber sie tangierten sich nur an ihren äußeren Enden. Das war mir bereits bewusst geworden, nachdem ich vom Einsatzgeschehen im Basisdienst zum LKA wechselte, aber die Erkenntnis wiederholte sich sieben Jahre später. Ein erneuter Wechsel vom LKA zurück zur Schutzpolizei bestätigte sprichwörtlich durchschlagend diese Erfahrung.

Mit jeder Stunde meiner Reise, die ich in voller Einsatzmontur durch die Nacht rennend meisterte, zweifelte ich daran, ob ich wirklich fit genug war. Die Reisegeschwindigkeit nahm beständig zu und beschleunigte meinen Puls; mein Herz raste mit der Zeit um die Wette. Unter dem Helm hörte ich die keuchende Frequenz des eigenen Atems und mein Körper glaubte mich daran erinnern zu müssen, dass ich in wenigen Tagen 44 Jahre alt werden würde. Die erste Flasche, die mich traf, schürte die Zweifel an meiner Fitness weiter. Im

Laufschritt rannten wir ins Gewühl. Mir lief der Schweiß in Strömen den Rücken runter und die Zweifel wurden bald von der Gewissheit abgelöst, dass diese Nacht meine Letzte sein würde. Die Einsatzuniform war nach wenigen Minuten über und über mit Farbe bekleckert. Rosa, ausgerechnet Rosa hatten die Chaoten als Farbfüllung in ihre Wurfgeschosse gefüllt. Ich fragte mich ständig, gegen wen oder was die Veranstalter eigentlich protestierten? Und ich fragte mich immer noch, nachdem aus den Wurfgeschossen Fackeln wurden, die vor unseren Füßen mit einem dumpfen Knall explodierten. Die Geschosse, die nicht explodierten, waren nicht weniger durchschlagend. Es waren Steine. Sie erschwerten das Laufen auf der Straße und brachten mich schließlich zu Fall. Der hinter mir laufende Kollege zerrte mich fluchend nach oben. In einer der wenigen Pausen maulte er mich an, weil ich besser aufpassen sollte, ich würde die ganze Gruppe bremsen. Am liebsten hätte ich ihm für die Bemerkung eine Ohrfeige verpasst. Die Aggression der Straße war längst auf mich übergesprungen. Aggression unterscheidet nicht zwischen Gut und Böse. Ich war mir ohnehin schon lange sicher, dass es Gut und Böse überhaupt nicht gibt; es gibt nur sinnvoll und sinnlos! Aggression trägt beide Adjektive in sich und ist in ihrer Bewertung immer abhängig von dem, der sie für sich beansprucht. Ich dachte meine Aggression wäre sinnlos und schenkte dem Kollegen ein müdes Lächeln. Er war mindestens fünfzehn Jahre jünger, kräftiger, ausdauernder, drahtiger und ich würde ihn bald nicht mehr sehen müssen. Der Lehrgang sollte uns höchstens noch 6 Wochen aneinander binden.

Wir liefen und liefen, hin und her, vor und zurück. Die kurzen Pausen, in denen wir zur Wasserflasche greifen konnten, halfen mir kaum noch bei der Orientierung. Zwischen 04.00 Uhr und 05.00 Uhr morgens kam das Gewimmel auf der Straße langsam zur Ruhe. Die Feuer waren gelöscht. Mein Kreislauf drohte mich im Stich zu lassen. In der Hoffnung die lähmende Müdigkeit mit Bewegung zu unterdrücken, tänzelte ich von einem Bein aufs andere. Ich fühlte mich so ausgelaugt wie noch nie in meinem Leben. Selbst die schlaflosen Nächte, in denen meine mittlerweile 14 Jahre alten Zwillinge mit den Windpocken kämpften, zehrten nicht so an meiner Substanz, wie die Nacht vom 31.Mai zum 01.Juni 2008. Ich bekam Halluzinationen und kämpfte mit meinem Verstand.

In den Morgenstunden, die Sonne schob sich gerade am Horizont empor, sprach mich einer der Chaoten an. Eigentlich sprach er nicht, er pöbelte mich an. Er hatte wohl entdeckt, dass unter dem Helm des vor ihm stehenden Polizisten eine Frau steckt. Ich war genervt. Er war noch ein halbes Kind! Seine etwas entfernter auf der Straße sitzenden Mitstreiter, johlten ihm irgendetwas zu und er zog sich grinsend zurück. Bei ihnen angekommen, ließ er sich neben sie auf die Straße fallen. Herausfordernde Blicke trafen mich! Sie konnten kaum älter sein als meine eigenen Kinder. Wieso lagen sie nicht in ihren Betten, sondern schlugen sich die Nacht auf der Straße um die Ohren? Rauschend zog eine Frage nach der anderen an mir vorbei. Eine Antwort mischte sich nicht darunter. Meine Energie fuhr auf Sparflamme. Wie Blut aus einer Wunde, so floss die Kraft aus meinem Körper. Ich fand nicht das Leck, dass ich einfach nur hätte abdecken müssen, um

Kraft zu sparen. Meine letzten Reserven benötigte ich, um den Weg nach Hause zu finden, doch dort kam ich nie an. Meine Orientierung war gänzlich verloren gegangen. Ein zu Hause, wie ich es kannte, würde es zum Abschluss meiner Reise nie wieder geben.

Die erste Station auf dem längsten Weg, den ich je gegangen bin, empfing mich mit wildem Geschrei, Lärm und einem pfeifendem Geräusch. Ich rannte weiter, um diesen penetranten Lärm hinter mir zu lassen. Verzweifelt stolperte ich auf der Suche nach meinen Kindern in diesem merkwürdigen Universum hin und her. Zwischen Traum und Wirklichkeit verschwanden alle Gegensätze. Es wurde eine einzige Materie in der eine neongelbe Schlange auftauchte, die auf beiden Seiten von den Augen bis zum Schwanz jeweils einen roten Streifen hatte. Eine schreiende Farbkombination! Sie schlängelte sich an meinem linken Oberarm abwärts zur Hand. Ihr kleiner Kopf sah aus wie eine Speerspitze und genauso blitzschnell schoss er ins Zentrum meines Handtellers. Erschrocken schleuderte ich das Tier von mir und rannte unter eine Dusche. Deutlich sah ich zwei winzige blutende Löcher in meiner linken Hand, bevor das Wasser alles wegspülte. Schmerzen fühlte ich keine, aber meine Sehkraft ließ sofort nach. Fast blind stolperte ich zur nächsten Station meiner Reise und begegnete Menschen, die keine Gesichter hatten. So sehr sich meine Augen auch mühten, ich konnte ihre Gesichtszüge nicht entschlüsseln. Geblendet vom Gift einer Schlange, hatte ich offensichtlich mein Sehvermögen verloren. Diese Station der Reise zwang mich, meinen Ohren zu vertrauen. Das Vertrauen wurde nicht belohnt, denn meine Ohren ließen mich ebenfalls im Stich!

Ich hörte die gesichtslosen Menschen sprechen, sie sprachen mit mir, aber ich verstand nicht, was sie wollten. Einige hatten weiße Kittel an, andere nicht. Ich fühlte mich überflüssig. Sprachten sie mit mir oder über mich? Eine Art Gleichgültigkeit hielt mich umklammert und ließ mich nicht mehr los. Erschöpfung total! Dankbar nahm ich den kleinen Plastikbecher mit einer Tablette, die mich aus dem Chaos herauslöste und in eine synthetische Welt katapultierte, in der alles nichts ist, eine Welt ohne Lärm, ohne Farben, ohne Musik, ohne Worte, absolute Stille. Ich versank in Watte und schlief tagelang an einem Ort, der keinen Hunger kennt, nur Durst. Diese Station der Reise war eine Wüste, in der alle Wünsche verdampfen und in der nicht einmal Gedanken existieren können, nur die allernotwendigsten Bedürfnisse, schlafen und trinken.

Die merkwürdige Blindheit hielt in der Wüste noch eine Weile an. Die Watte, die mich schützend umgab, hielt nicht nur den Geräuschpegel gedämpft, sondern auch die Farben fern. Ein graues Einerlei, in dem selbst Besucher zur Belastung wurden. Ich schlief und schlief ohne gestört zu werden. Meine Ohren gaben ihren Widerstand als erstes auf und ließen mich wieder hören. Kleinen Antennen gleich tasteten sie sich in die Stille vor, ständig bereit den Rückzug anzutreten, wenn der nächste Lärmpegel drohte. Es blieb ruhig und der Verstand meldete sich zaghaft zu Wort. Die Reise verlor ihre Hektik und meine Augen wollten wieder sehen. Ein bunter Farbkleck, der sich ins Blickfeld schob, trug wesentlich dazu bei. Es war das knallbunte Kopftuch einer Krankenschwester, die mich mit Wasserflaschen versorgte. Sie gab mir meine Orientierung zurück, denn wo das bunte Kopftuch auftauchte,

da musste die Welt sein, aus der ich kam. Ich verknüpfte den knalligen Farbkleck aus der Realität mit der Wasserflasche. Diese Wasserflasche konnte ich anfassen, fühlen, sie löschte meinen Durst und gab mir die Sicherheit, die ich brauchte, um mein Zimmer verlassen zu können. Die Farben kehrten allmählich zurück. Mühsam schlich ich aus der Existenz eines „Grau“, mit tausend Abstufungen, heraus. Ich kehrte zurück in die Welt aus der ich kam und in der es wieder Farben gab.

Mein Bewegungsradius erweiterte sich mit meiner Bereitschaft zur Kommunikation. Die Reisegeschwindigkeit war zum Stillstand gekommen. Ich konnte verweilen, durchatmen und sehen und was ich sah und fühlte, werde ich niemals vergessen.

Ich hatte mich auf eine der vielen Parkbänke gesetzt, die zwischen den sorgsam gepflegten Blumenanpflanzungen zum Verweilen einluden und freute mich an der unglaublichen Farbenpracht. Ein Spaziergang im Park glich immer noch einem Marathon. Ich dachte an nichts, saß einfach nur da und genoss die Wärme der Sonnenstrahlen, denn der Substanzverlust der letzten Wochen ließ mich bei sommerlichen Temperaturen trotzdem permanent frieren. Das blaue Gefieder eines kleinen Vogels, der aus dem bunten Farbenmeer herausstach, weckte meine Aufmerksamkeit. Er war größer als ein Kolibri, aber kleiner als ein Eisvogel. Diese Vögel kenne ich von den Fotografien der Ornithologie-Bücher meines Vaters. Der Vogel hier war etwas ganz besonderes! Das Blau seines Gefieders hatte ich noch niemals gesehen, es war blauer als das Königsblau königlicher Roben. Die Farbe war deutlich abgegrenzt vom

Hintergrund der Blüten, in denen er saß. Meine Augen hatten noch niemals etwas Vergleichbares gesehen! Sein leiser Gesang war wunderschön und schien für diesen Augenblick komponiert zu sein. Meine Ohren hatten noch niemals etwas Vergleichbares gehört und die restlichen, mir von der Natur gegebenen Sinne hatten noch niemals etwas Vergleichbares gefühlt. Die letzte Station meiner Reise war eine Berührung in einer Welt hinter der Welt, so intensiv, dass meine Gefühle explodierten. Ein gigantischer Orgasmus, fernab jeder Körperlichkeit und trotzdem tausendmal intensiver, überschwemmte meine Wahrnehmung. Es gibt keine Worte in meiner Sprache, die nur annähernd wiedergeben könnten, welche Vollkommenheit mich auf einmal umgab.

Ein Augenblick, geschenkt von einem kleinen blauen Vogel, der in der Schwerelosigkeit alle meine Kraftdepots wieder auftankte und mir noch zusätzliche Reserven mitgab, als wüsste er, dass ich sie brauchen würde. Er war die Reise wert!

Berlin, Oktober 2012